

# SINÉAD O'CONNOR

## ERINNERUNGEN

**riva**

*Allen Angestellten und Patienten  
des St. Patrick's University Hospital in Dublin  
mit Liebe gewidmet*

*Für meinen Vater, John O'Connor,  
sowie für David Rosenthal, Bob Dylan und Jeff Rosen*

## Vorwort

---

Ich erinnere mich nur an das, was ich meinem Verleger gegeben habe. Abgesehen von dem, was privat bleiben soll und dem, was ich vergessen will. Die Gesamtheit dessen, woran ich mich nicht erinnere, würde indes zehntausend Büchereien füllen, daher ist es vielleicht ganz gut, dass vieles in Vergessenheit geraten ist.

Hauptsächlich liegt das daran, dass ich bis vor etwa sechs Monaten gar nicht wirklich gegenwärtig war. Und während ich diese Zeilen schreibe, bin ich 54 Jahre alt. Es gibt viele Gründe dafür, dass ich nicht wirklich zugegen war. Hier sind sie nachzulesen. Zumindest die meisten von ihnen.

Tatsächlich war ich noch zugegen, bevor mein erstes Album erschien. Und dann bin ich irgendwo in mir selbst verschwunden. Ich habe angefangen, Marihuana zu rauchen, und ich habe erst 2020 damit aufgehört. Also, ja, ich bin nicht so recht da gewesen, und es ist schwierig, sich etwas ins Bewusstsein zurückzurufen, bei dem man nicht zugegen war.

Musik zu machen ist etwas, worüber sich schwer schreiben lässt. Damals war ich da, ich war zugegen. An dem Ort tief in mir selbst, den nur ich kenne. Wenn man aber über Musik reden könnte, dann bräuchte es keine Musik, deshalb betreffen die Sachen, von denen ich hier erzähle, vielleicht nicht immer die Musik. Sie sind jedoch die Summe dessen, woran ich mich erinnern kann, und erzählen die Geschichte von meiner Jugend bis heute.

Ich habe manche Menschen nicht erwähnt, weil ich weiß, dass sie lieber anonym bleiben wollen, und andere, weil ich möchte, dass sie angepisst sind, wenn sie in diesem Buch nach ihrem Namen suchen und ihn nicht finden.

Dass ich nicht wirklich gegenwärtig war, erklärt, warum sich in diesem Buch zwei Stimmen finden, die klar voneinander zu unterscheiden sind; eine davon führt bis zum Zerreißen des Papst-Bildes im Jahre 1992, danach setzt

eine neue an. Das liegt daran, dass ich nach dem Verfassen der »Papst-Kapitel« (die von meinem Auftritt bei *Saturday Night Live* sowie dem Vorabend erzählen) vier Jahre brauchte, um überhaupt wieder etwas schreiben zu können; vier Jahre, in denen ich immer wieder Zeit in stationärer Therapie verbrachte, um die Gründe dafür zu verstehen, warum ich nicht da war, nicht präsent. Danach setzte eine neue Stimme zu sprechen an. Und ich hoffe, dass die Leserinnen und Leser das so hinnehmen können. (Etwas Besseres kann ich nicht wirklich anbieten.)

Ich werde in absehbarer Zeit sicher keine Literaturpreise gewinnen. Ich bin kein Bob Dylan und auch kein Shakespeare; schriftstellerisch spiele ich nicht einmal in derselben Liga wie mein fantastischer Bruder Joseph. Aber ich habe meine Geschichte so erzählt, wie es meiner Erinnerung entspricht, und ich habe versucht, sie so zu erzählen, wie ich spreche. Ich habe mir ein bestimmtes Gegenüber vorgestellt, während ich die Kapitel schrieb oder erzählte. Wer das war, werde ich aber nie verraten.

Ich war sehr jung, als meine Karriere begann. Ich hatte nie die Zeit, »mich selbst zu finden«, und habe sie mir auch nie genommen. Aber ich glaube, man erkennt in diesem Buch ein Mädchen, das zu sich selbst findet, nicht durch seinen Erfolg in der Musikindustrie, sondern indem es die Gelegenheit ergreift, auf vernünftige und vollumfängliche Weise den Verstand zu verlieren. Dabei geht es darum, dass wer den Verstand verloren hat, ihn auch wieder finden und dann im Leben besser zurecht kommen kann.

Heute bin ich eine ältere Frau mit einer anderen Stimme. Das hier ist also nur meine erste Autobiografie. Ich beabsichtige, ein langes Leben zu leben und darüber Tagebuch zu führen, damit ich nichts vergesse. Doch zunächst war es notwendig, das Kind in mir sprechen zu lassen, denn es *musste* sprechen. Und weil ich das getan habe, ist es nun ein Mädchen, das sich entschieden hat, etwa 17 Jahre alt zu sein und zu bleiben.

Meine Leserschaft soll wissen, dass ich meinen beiden Eltern gegenüber Mitgefühl und tiefe, grenzenlose Liebe empfinde; sie haben ihr Bestmöglichstes getan in einer Zeit, die schwierig war für Irland und das irische Volk. Und mein Vater ist noch immer mein Vorbild. Er musste mehr Schmerz ertragen als jeder andere mir bekannte Mensch – und er ertrug ihn mit einem solchen Heldenmut. Das Soldatentum liegt in der Familien-DNA. Groß- und Urgroßonkel von mir waren beim Militär. Und etwas davon lebt sowohl in meinem Vater als auch in mir weiter.

Ich hoffe insbesondere, dass ich niemanden in meiner Familie beleidige oder wütend mache, indem ich das Kind in mir sprechen lasse. Ich berichte hier ausschließlich von meinen eigenen Eindrücken. Und ich bitte vorab um Entschuldigung, wenn irgendetwas von dem, was ich hier geschrieben habe, jemanden verärgert. Das war nicht meine Absicht.

Meine Absicht war es, all die Puzzleteile meines Selbst vor mir auszubreiten, um zu versuchen, sie zu einem Ganzen zusammenzusetzen. Mein Wunsch war es, verstanden zu werden. Außerdem ging es mir darum, dass nicht die Bornierten meine Geschichte erzählen, wenn ich einmal fort bin. Was passiert wäre, hätte ich sie nicht selbst erzählt.

Wenn ich als Künstlerin mir etwas erhoffe, dann dass ich gewisse Leute dazu inspiriere, zu sein, wer sie wirklich sind. Mein Publikum scheint sich aus Leuten zusammenzusetzen, denen man das Leben schwer gemacht hat, weil sie »sie selbst« waren. »Es ist nicht einfach, grün zu sein«, würde Kermit sagen – vielleicht wissen sie gar nicht, dass ich dank ihrer sein kann, wer ich wirklich bin. Auf der Bühne kann ich immer die sein, die ich wirklich bin.

Jenseits der Bühne eher weniger. Niemand hat mich je verstanden, nicht einmal ich selbst, wenn ich nicht gesungen habe.

Aber ich hoffe, dass dieses Buch Sinn ergibt.

Wenn nicht, dann versuchen Sie doch mal, es sich vorzusingen. Vielleicht hilft das ja.

# ERSTER TEIL

---

## Prolog: Hey, Hey, We're The Monkees!

---

Bevor wir beginnen und um etwas Klarheit zu schaffen, erläutere ich hier die Architektur meiner Familie und wann ich mit wem gelebt habe.

Meine Mutter Marie und mein Vater John heirateten 1960 und richteten sich ein Zuhause in Crumlin ein, einem Vorort Dublins, in dem sie aufgewachsen waren. Drei Jahre später kam mein Bruder Joe zur Welt und sie zogen ins mittelständische Glenageary, ganz am anderen Ende der Stadt. 1965 kam dann meine Schwester Éimear. Vierzehn Monate später, im Jahr 1966, folgte ich. Und 1968 schließlich mein Bruder John.

1975 traf mein Vater die vernünftige Entscheidung, meine Mutter zu verlassen – aus Gründen, die sich in diesem Buch nachlesen lassen. Ihm wurde das Sorgerecht für uns zugesprochen und wir wohnten bei ihm und seiner neuen Liebe, meiner (wunderbaren) Stiefmutter Viola. Mein kleiner Bruder und ich blieben jedoch nur etwa sechs Monate dort, weil wir unsere Mutter vermissten.

Damals war ich neun Jahre alt. Ich blieb bei meiner Mutter, bis ich dreizehn war, und dann zog ich aus freien Stücken wieder zu meinem Vater. Nach dem, was sich im Haus meiner Mutter zugetragen hatte, gelang es mir nicht, mich dort anzupassen, deshalb ging ich gegen Ende meines dreizehnten Lebensjahres in eine Einrichtung, die man, will man höflich bleiben, als »Rehabilitationszentrum für verhaltensauffällige Mädchen« bezeichnen würde. (Ich glaube, die ganze Welt weiß, dass meinem Vater dafür eine Rückvergütung zusteht, denn ganz offensichtlich hat mein Aufenthalt dort nichts gebracht.)

Mit fünfzehn Jahren zog ich von besagtem Zentrum in ein Internat in Waterford. In jenem Sommer schloss ich mich einer Band an, und als ich wieder zur Schule zurückkehrte, vermisste ich die Band. Also lief ich im Dezember, nachdem ich sechzehn geworden war, von der Schule fort und

besorgte mir ein möbliertes Zimmer, sehr zum Schrecken meines mittellosen Vaters. Er willigte schließlich ein, mich dort bleiben zu lassen, nachdem ich eingewilligt hatte, das Nasenpiercing zu entfernen, das ich mir ebenfalls besorgt hatte. Er zahlte meine Miete, aber sonst nichts, also musste ich arbeiten. Er ist ein Genie.

Die zweite Frau meines Vaters, Viola, hat drei Töchter aus einer früheren Ehe. Daher habe ich drei Stiefschwestern. Viola und mein Vater haben ebenfalls einen Sohn namens Eoin. Auch er ist also mein Bruder.

Meine Mutter kam 1985 bei einem Autounfall ums Leben. Da war ich achtzehn. Etwas später im selben Jahr, nachdem man mir bei Ensign Records einen Plattenvertrag angeboten hatte, zog ich nach London.

Mein erstes Kind kam zur Welt, als ich zwanzig war, drei Wochen vor der Veröffentlichung meines ersten Albums. Ich habe noch drei weitere Kinder und bisher zwei Enkelkinder.

## Das Klavier

---

Es ist Weihnachten und ich bin in der guten Stube meiner Großmutter väterlicherseits, die meistens nach Kohl stinkt (die Stube, nicht die Oma).

Die Lichter rund um den Baum bedeuten, dass die anderen Lichter im unteren Stockwerk nicht brennen. Die Erwachsenen verschwinden in den dunkelblauen Schatten, miteinander beschäftigt und der Stube abgewandt, alle Nase lang laufen sie die Treppen rauf und runter. Ich bin klein genug, um nicht bemerkt zu werden, wenn sie nur geradeaus und nicht nach unten blicken. Ohne Aufsicht eines Erwachsenen ist die Stube meiner Großmutter für mich tabu. Hier drinnen befindet sich der Weihnachtsbaum. Ich konnte mich unbemerkt hineinschleichen, um die Geschenke zu begutachten, aber was mich wirklich lockt, ist etwas anderes.

An der Wand steht ein altes Klavier. Die Tasten sind gelb, so wie die Zähne meines Großvaters. In den Tönen liegt ein Echo, ein seltsamer Klang, wie die Geisterglocken eines versunkenen Schiffes. Ich schleiche mich hier oft allein rein, weil das Klavier nach mir ruft. Es bringt die Luft um sich herum in breiten Wellen zum Vibrieren, mit einem nur vagen Anklang von Farben, gerade genug, um meine Aufmerksamkeit zu erregen.

Es klingt so betrübt, wenn ich die Töne spiele. Das Ding ist traurig. Einmal, als der Abend dämmerte, habe ich es nach dem Grund gefragt. *Weil es in mir spukt*, sagte es, und es forderte mich auf, mein Ohr auf seinen Bauch zu legen – jene flache Holzplatte, die sich vor den Schienbeinen befindet, wenn man das Klavier spielt. Ich drückte meine rechte Wange auf das Holz und das Klavier sagte: *Jetzt spiele ein paar Töne*. Das tat ich, indem ich mit meinem linken Arm nach oben griff, sodass mein Gesicht bleiben konnte, wo es war. Unter den Tönen hörte ich viele wirre Stimmen, die alle gleichzeitig flüsternten. Ich konnte nicht verstehen, was sie sagten, so viele waren es.

Ich schoss wieder nach oben und sagte: »Was sind das für Stimmen?« Das Klavier antwortete: *Geschichten*. Und es fuhr fort: *Sie sitzen dort fest. Sie können nicht hinaus, wenn niemand auf mir spielt, und ich kann nicht atmen, wenn sie alle in mir sind*. Dann sagte es: *Es ist mir egal, wenn du mich schlecht spielst, ich brauche nur die Berührung. Spiel mich ganz leise, sachte, sachte, so als spieltest du kaum, denn ich bin ein zartbesaitetes Ding, und die Geister in mir sind sehr verstimmt*.

Ich sagte: »Du hast mir immer noch nicht gesagt, wessen Stimmen das sind.« Das wollte es mir nicht verraten, erwiderte das Klavier. Ich fragte nach dem Grund. *Wegen des Krieges*, sagte es. *Ein Kind sollte vom Krieg nichts wissen*. Es sagte: *Die Menschen sprechen nicht, deshalb fliegen ihre Gefühle in musikalische Dinge*. Und es sagte: *Die Geister, das sind Sachen, an die die Menschen sich nicht erinnern wollen*.

Am Weihnachtsabend knieten wir vor der Krippe in der Diele, um das Jesuskind hineinzulegen, weil es ja nicht vor Mitternacht dort sein konnte, und wir sangen all die Lieder, die mich zum Weinen brachten. Mein Vater musste helfen, mich wieder aufzurichten und die Treppe hoch ins Bett zu kriegen. Ich konnte nicht richtig laufen, weil die Weihnachtslieder in meinem Körper waren. Sie verbogen und verdrehten mich, sodass ich nicht gerade stehen konnte. Mein Vater versteht, dass Lieder mich zum Weinen bringen. Er findet das nicht seltsam. Ich mache mir immer Sorgen, dass ich seltsam bin, weil Lieder mich zum Weinen bringen und zum Krüppel machen und ich doch nur ein Kind bin. Nachdem er mich gut zugedeckt hat, singt er »Scarlett Ribbons« für mich. Seine Stimme klingt sehr traurig. Er ist oft traurig. So wie ich.

*Lovely ribbons, scarlet ribbons  
Scarlet ribbons for her hair*

Das Lied bringt mich fast um den Verstand. Dass es so etwas wie Engel gibt und diese Engel Schleifen für das Haar zurücklassen, dass die Gebete von Kindern erhört werden und dass der *capo di tutti capi* höherrangig als die eigenen Eltern sein kann.

Ich will aber keine Schleifen für das Haar, ich will mich von Liedern in diese andere Welt tragen lassen. Ich mag die Realität nicht. Ich möchte mich nicht nach drei Minuten in ihr wiederfinden, nur um dort verweilen zu müssen, bis sich die nächste Chance auftut, sie zum Verschwinden zu bringen.

## Meine Großväter

---

Der Vater meines Vaters ist ein Möbelschreiner. In einer selbstgebauten Voliere, die sich über die untere Seite seines Gartens erstreckt, hält er Kanarienvögel und Brieftauben. Ich habe ihn wirklich gern. Verglichen mit dem Vater meiner Mutter ist er pummelig, und er kichert viel, hat ein rauchiges Lachen.

Ich habe oft meine ganze Hand um seinen Zeigefinger geschlungen und ihn zum Vogelhaus gezerrt, damit ich dabei zusehen konnte, wie er die Tauben fliegen ließ – mit Nachrichten, die in kleinen, an ihren Füßen festgebundenen Röhrchen steckten –, nur damit sie später wieder zurück zu ihm fliegen konnten, mit leeren Krallen. Einmal fragte er mich, ob ich wolle, dass ein fetter Vogel eine Nachricht für mich überlieferte, also ließ ich ihn schreiben: *Hallo, Gott, von Scamp*.

Als ich einmal nachfragte, sagte mein Großvater, dass das mein Spitzname sei, weil *scamp* das Wort für ein Schlitzohr ist, eine Spitzbübchen, ein freches Ding, und dass ich von allen Kindern meiner Mutter das frechste sei. Aber er warf seinen Kopf in den Nacken und keckerte mit rauchiger Stimme, nachdem er es gesagt hatte. Sah selbst wie ein großes Kind aus, so glücklich leuchteten seine Augen. Er mag mich, weil ich frech bin. Vielleicht war er unter den Kindern seiner Mutter auch das frechste.

An den Abenden gehen er und meine Großmutter zusammen auf ein Glas Porter aus, Dunkelbier, weil sie verliebt sind. Ich mag es, ihnen nachzusehen, wie sie die Straße hinunterlaufen, wenn ich im Sommer auf ihrem Eingangstor schwinde. Sie haben sich kennengelernt, als sie beide in derselben Straße wohnten, der Francis Street in den Liberties, einem innerstädtischen Viertel Dublins, einer historischen Arbeitergegend, in der Guinness und andere Brauereien beheimatet sind. Aber als mein Vater zwölf Jahre alt war, musste seine Familie die Liberties verlassen und nach Crumlin ziehen – eine

gewöhnliche Wohngegend nahe dem Stadtzentrum. So kam es, dass die Eltern meines Vaters in derselben Straße wohnten wie die Eltern meiner Mutter, nämlich in der Keeper Road. Also haben meine Eltern sich ebenfalls kennengelernt, weil sie in derselben Straße lebten, genau wie die Eltern meines Vaters.

Der Vater meiner Mutter liefert Brote aus und trägt eine altmodische Weste mit Taschenuhr sowie einen langen schwarzen Mantel und schwarze Hosen. Er ist sehr lang und dürr, sodass er mehr oder weniger aussieht wie der irische Politiker Éamon de Valera auf Diät.

Das Haus von ihm und meiner Oma sieht aus wie die meisten Häuser alter Leute. An der Wand hängen überall vergilbte Bilder von Päpsten, von Pater Pio, dem italienischen Nationalheiligen, und von Maria und Jesus. Auf halber Treppe hängt über schmalen Stufen eine leuchtend rote Herz-Jesu-Lampe an der Wand. Das ist richtig gruselig; niemand will die Treppe hinaufgehen, wenn alle anderen Lichter aus sind.

Der Vater meiner Mutter mag Frauen nicht, die Make-up tragen. Sagt, sie seien »Jezebels«, liederliche Weibsbilder. Seine Beleidigungen haben meist einen biblischen Bezug. »Judas!«, ruft er, wenn dieser oder jener Name fällt. Oder: »Pharisäer!« Er will vom Leben nicht mehr als seine Ruhe, kann aber das Wort »Ruhe« nicht richtig aussprechen, weil er mit einem harschen, abgehackten Dialekt spricht. Wenn wir zu laut sind, schnauzt er uns über seine Zeitung hinweg an: »Rruh! Rruh!« Das bringt uns zum Kichern, und dann muss er noch mal laut werden.

Um wiedergutzumachen, dass ich ihn gequält hatte, stehe ich an den Abenden, wenn er und ich allein sind, hinter seinem Schaukelstuhl und wippe ihn ganz behutsam, damit er einschlafen kann. In meinem Kopf mache ich Musik zum Rhythmus des Stuhls, damit meine Bewegungen sachte bleiben und ihn nicht aufwecken. Es geht *eins-zwei, drei, eins-zwei, drei, eins-zwei, drei*, wieder und wieder.

## August 1977

---

Elvis ist tot. Ich weine so verdammt viel, dass ich mein Bett nicht machen kann. Mein Körper will nicht funktionieren. Ich versuche immer wieder, das Laken über das Bett zu werfen, aber es gelingt mir nicht, meine Arme wollen nicht mitmachen. Ich versuche, über das Bett zu krauchen, in jeder Hand eine Ecke des Lakens, aber auch das gelingt nicht, meine Beine funktionieren nicht. Ich werde Ärger mit meiner Mutter kriegen, weil ich das Bett nicht gemacht habe. Es ist mir zu peinlich, ihr zu erklären, warum ich die sauberen Laken mit Rotze und Tränen besudle oder warum ich ständig auf die Knie falle und wieder aufstehe. Ich glaube, sie mag Elvis auch. Vermutlich weiß sie insgeheim, weshalb ich so ein Häufchen Elend bin. Sie ist nicht allzu sauer wegen des Betts. Eigentlich ist sie gar nicht sauer, was höchst ungewöhnlich ist.

Jetzt, da Elvis tot ist, brauche ich einen Vater. Mein Vater ist nicht tot, ich habe ihn nur sehr lange nicht gesehen, weil meine Mutter ihn nicht mag. Tatsächlich kann man sagen, sie können einander nicht ausstehen. Es ist schrecklich, wenn sie zusammen sind. Allein mit unserem Dad ist es nicht sonderlich schrecklich. Aber sie ist anders.

Ich halte nach keinem Vater Ausschau, weil ich Gott habe. Und Gott schickt mir Zeug, weil ich zu Ihm spreche. Natürlich ist Er der beste aller Väter. Aber ich bin ein Kind. Ich brauche die Stimme eines Vaters, und der arme Gott hat keine Stimme. Aus irgendwelchen Gründen mag ich Stimmen. Keine Ahnung, wieso. Die Stimmen mancher Leute machen, dass ich sie knuddeln will. Aber vor dieser Art von Nähe habe ich richtig Angst.

Mein Körper funktioniert nicht, wenn jemand versucht, mich zu knuddeln. Ich mag meine Tante Lily, und es verletzt sie, dass ich nicht mit ihr kuschle. Ich möchte wirklich. Aber ich erstarre und in meinem Kopf sehe ich einen Berg aus blutüberströmten Wölfen; es ist so viel Blut, dass sie sich nicht

bewegen können, und nur ein Wolf läuft herum, nämlich der, der ganz unten im Wolfshaufen lag, als passierte, was auch immer passiert ist – und dieser Wolf hat kein Blut an sich. Er sucht nach Hilfe.

Meine Oma, die Mutter meiner Mutter, habe ich auch seit einer Weile nicht gesehen. Sie hat eine sanfte, liebe Stimme. Sie mag mich. Sie sagt, ich sei ehrlich, und dass ich mich nie entschuldigen solle, wenn ich es nicht ernst meine. Bei ihr darf ich alles haben, was ich eigentlich nicht essen darf. Wenn ich bei ihr unter der Bettdecke liege, dann kann sie mich nur durch einen Blick in meine Augen zum Einschlafen bringen. Ich mag das Tick-tack ihrer Uhr. Das lässt mich Musik hören. Ich habe meine Oma seit sechs Jahren nicht gesehen. Da kam sie mit all den Bussen die ganze Strecke von der Keeper Road, mit meinem Geburtstagsgeschenk. Meine Mutter hat sie nicht reingelassen. Meine Oma weinte und stand in der Tür, sah mich auf der Treppe sitzen. Meine Augen waren vor Angst weit aufgerissen. Sie flehte meine Mutter an. Sie wollte zu mir. Sie trug ihren hellbraunen Mantel. Sie gab meiner Mutter das Geschenk. Meine Mutter sagte, ich könne es auf der Treppe öffnen, aber dann müsse meine Oma wieder gehen. Sie durfte noch immer nicht aus der Dezemberkälte hinaus in unser Haus treten. Meine Oma mag meinen Geburtstag, weil es auch ein heiliger Feiertag ist und weil sie Gott so sehr liebt, wie sie mich liebt.

Es war ein weißer Schlafanzug mit ganz vielen Tigern darauf. Ich liebte ihn. Ich ließ meine Augen für meine Oma lächeln, weil ich wusste, dass es mir nicht erlaubt war, mit dem ganzen Gesicht zu lächeln. Sie machte es ebenso. Aber über ihr Gesicht liefen Tränen. Und seitdem, wie gesagt, habe ich sie nicht mehr gesehen. Richtig mit dem Rauchen habe ich angefangen, weil sie auch raucht und ich mag, wie sie riecht. Ich bete viel, so wie sie es mir gesagt hat. Ich liebe Gott, so wie sie es mir gesagt hat. Ich bitte Ihn immer nur darum, bei mir zu sein.

Eines Morgens, nach Elvis, komme ich die Treppe herunter und höre die Stimme eines freundlichen Mannes ein Mädchen ansingen, dem er sagt, dass es nicht mehr weinen müsse. Ich gehe zum Plattenspieler. Ich lasse meinen Bruder Joe das Lied noch einmal spielen. »Wer ist das?«, frage ich. »Bob Dylan.« Auf dem Albumcover sehe ich, dass er so wunderschön ist, als wäre ein Atemhauch Gottes aus dem Libanon Mann geworden.

Ich darf die Platte nicht anrühren, wenn mein Bruder nicht zu Hause ist. Ich warte jeden Tag am Fenster, weil er einen Job für die Sommerferien hat.

Ich renne hinaus auf die Straße und um die Ecke, um nach ihm Ausschau zu halten. Ich weiß nie, wann er heimkommen wird. Es ist absolut nicht sicher für mich, wenn er nicht da ist. Meine Mutter mag kleine Mädchen nicht.

Ich mag, wie dieser Dylan-Mann singt. In meinem Kopf nenne ich ihn Libanon-Mann. Vor seinem Brustkorb hängt eine leere Babytrage. Da lasse ich mich reingleiten. Seine Stimme ist wie eine Decke. Er ist sehr zärtlich und er liebt Mädchen. An seiner Brust schlafe ich ein.

Also habe ich damit aufgehört, in ganz Glenageary an Türen zu klopfen, um die Leute zu fragen, ob ich ihr Kind sein kann. Was ich immer mal wieder getan habe, seit ich etwa sechs Jahre alt war. Diese Leute bringen mich ohnehin immer nur nach Hause, in der Annahme, dass meine Mutter wie anderer Leute Mütter wäre. Dylan würde sich nie von ihr täuschen lassen. Aber manche von ihnen haben mir Cheese Balls und so was gegeben. Eine Familie veranstaltete gerade eine Tupperparty, als ich klopfte. Die nette Frau bat mich hinein, weil ich weinte. Sie sagte, sie könne mir nicht helfen, aber ich könne eine Weile bleiben. Also habe ich beschlossen, mich unter den Tisch zu setzen, weil so viele Menschen im Haus waren. Sie gab mir jede Menge Essen. Ich wäre gerne bei ihr geblieben. Als sie mich dann nach Hause brachte, tat meine Mutter ganz freundlich an der Tür. Bob ist eh ein viel besserer Vater als Elvis. Daran dachte ich die ganze Zeit, während ich gegen die Wand gedrückt war und ihr Knie in meinen Bauch stieß.

## Lourdes

---

Wir sind gerade von Lourdes zurückgekommen, vor fünf Tagen. Bisschen dramatisch. Sagen wir einfach, es gab eine »Episode« seitens meiner Mutter, nach der ein Priester von mir beschwätzt und an seinem Arm herbeigezerrt wurde, um ihr zu helfen, denn wegen nichts anderem sind wir hingefahren.

Na ja, ich bin deswegen hingefahren; die anderen mussten mitkommen, weil der Ausflug das Konfirmationsgeschenk war, um das ich gebeten hatte. Jesus' Mutter, so mein Deal, möge doch mal sehen, ob sie meiner helfen könne. Ich sagte niemandem, dass ich so etwas dachte. Sie schoben es einfach darauf, dass ich von der ganzen Lourdes-Sache besessen war, weil ich seit Jahren darüber gelesen hatte. Meine Oma hat mir davon erzählt, wegen meines Geburtstags und weil mein zweiter Vorname, Bernadette, auch der Name des jungen Mädchens war, das dort die Jungfrau Maria gesehen hatte.

Am Tag vor unserer Rückkehr von Lourdes nach Dublin hatte sich immer noch keine Heilung für den Wahn meiner Mutter gefunden, also beschloss ich gegen vier Uhr nachmittags, auf Priesterfang zu gehen. Mein auserwähltes Opfer wurde unter (meinem) Protest an seinem Ärmel mitgeschleift und war nicht so erpicht darauf, sich ans Werk zu machen, wie ich das von ihm erwartete. Er bummelte mit seiner Zeitung durch den Sonnenschein an der Pforte der Basilika vorbei. Schließlich gab er klein bei, weil ich ihm zu viel war (ich präsentierte die Kulleraugen); er glotzte mich an, als wäre ich verrückt, zu glauben, in Lourdes könnten Wunder geschehen, obwohl seine Chefs ihn angeheuert hatten, genau das zu verkaufen.

Ich hatte meiner Mutter gesagt, dass ich mir ein Eis holen wolle, deshalb erzählte ich ihm, während ich ihn die Straße hinaufschob – eine Hand auf seinem Rücken, die andere noch immer an seinem Ärmel, damit er nicht entkommen konnte –, die Bullshit-Geschichte darüber, wie wir uns getroffen